

Das Blatt für einen neuen Anfang.

HADERSDORFER Therapie DRUGENKURIER

Ausgabe 187// 23/09/2019

MUSS MAN WISSEN

Die Frage des Tages

// Heute: warum trägt der Kamikazepilot einen Helm?

Am 6. Januar 1945 bekamen die ersten Piloten in Japan ihre Order, sich als „Kamikaze“ zu melden. Aus Verzweiflung über seine schlechte Lage im Verlauf des 2. Weltkriegs entschloss sich Japan zu dieser Taktik. Die erfahrenen Piloten waren fast alle im Krieg zu Tode gekommen und die jungen Piloten brauchten nicht viel Training, um Flugzeuge voller Sprengstoff auf Amerikanische Schiffe zu steuern. „Kamikaze“ ist ein japanischer Begriff und bedeutet so viel wie „göttlicher Wind“.

Nun aber zur eigentlichen Frage: es gibt sicher zwei Herangehensweisen um diese Frage zu beantworten. Die erste Antwort ist ganz simpel:

Na, natürlich damit er sich den Kopf nicht anhaut bevor er explodiert!

Doch um der Antwort wirklich auf den Grund gehen zu können, muss man sich etwas näher mit der Philosophie der Kamikaze-Angriffe auseinandersetzen:

Die als Kamikaze-Taktik bezeichnete Kriegsangriffsstrategie wurde von den Japanern im Zweiten Weltkrieg eingesetzt und erprobt. Bei diesen Angriffen flogen meisten riesige Geschwader aus Kampfflugzeugen auf einen amerikanischen Flottenverband zu. Durch Sturz-



//Japanische Kamikazepiloten um 1945

flüge versuchten die Japaner die Luftabwehr der Amerikaner zu durchstoßen um dann als lebende Bomben auf den Decks der Schiffe einzuschlagen. Die Lage für die Japaner im Pazifikkrieg war derart desolat, dass die japanische Führung auf diese Angriffe immer mehr setzte. Bei so einem Angriff schafften es allerdings nur die wenigstens Flugzeuge tatsächlich bis zum vorgegeben Ziel. Viele wurden bereits in der Luft abgeschossen. Vielleicht tragen die Piloten daher ihre Helme, um bei

einem gescheiterten Angriff so unversehrt wie möglich zu bleiben, um die nächste Angriffswelle mittragen zu können.

//Alexander

KREATIVES SCHREIBEN

Wenn man ein Pech hat

// Basierend auf einer teilweise wahren Begebenheit erzählt Johann in dieser Fortsetzungsgeschichte von seiner Zeit im Gefängnis in Indien, wie es dazu kam und warum er Indien (hoffentlich) nicht das letzte Mal gesehen hat.

„Es ist nicht gut eine Sache zu sehr zu wollen, denn das könnte das Glück vertreiben“.

Das mag wohl eine wichtige Weisheit sein, aber leider leuchten einem die Kalendersprüche oft erst ein, wenn es zu spät ist. Und in meinem Fall war es zu spät. Aber fangen wir ganz am Anfang an, auch wenn ich da schon mittendrin war. Ein Busbahnhof, mitten im Dschungel. Satte grüne Hänge, altersschwaches Eisen mit bröckelndem Lack. Große, im Wind kreischende, rostende Eisenschilder, auf denen in exotischen Zeichen der Name des Ortes irgendwo zwischen Manali und Pathlikul steht, an den ich mich nicht mehr erinnere. Der Morgen ist kühl, Papageien kreischen in den Bäumen. Mir steht kalter Schweiß auf der Stirn. Nicht dass der Rucksack dermaßen schwer ist, aber er lastet schwer auf meinen Schultern. Die letzte Lieferung nach Österreich soll es werden. Nur noch dieses eine Mal. Es muss gut gehen. Es wird gehen. Der Bus nähert sich, keuchend, schnaubend, wie ein tonnenschweres, altes Tier. Ich steige ein, mein Rucksack wird aufs Dach geladen. Es muss gut gehen. Es ist so oft gut gegangen. Im Bus bin ich der einzige Weiße. Verstohlene Blicke aus Augenwinkeln unter schmutzigweißen Turbanen.

Der Busjunge kassiert die 5 Rupies fürs Gepäck plus 150 für die Fahrt. Ich suche mir weiter hinten einen Fensterplatz, setze mich auf den dunkelgrünen, durchgeschauerten Sitz, der Platz für drei bietet. Ruckelnd setzt sich das Ding in Bewegung, wir werden anständig durchgerüttelt. Bei jedem Schlagloch ein Knall der altersschwachen Stoßdämpfer, wir nehmens gelassen. Das Beste ist: Rauchen verboten! Jedesmal, wenn der Fahrer schaltet, quillt aus dem Auspuff dicker, schwarzer Rauch, der Boden des Busses strotzt von den Hinterlassenschaften der Tiere, die hier schon mitgefahren sind, das Gefährt ist ein rollendes Wrack, auf dem 48-stündigen Weg nach Delhi. Ich denke an die engen

Kurven, die tiefen Schluchten, die Steilheit der Straße und schicke ein inbrünstiges Stoßgebet zum Himmel. Das Rauchverbot wird strikt eingehalten, ich checke es nicht.

Wir bewegen uns größtenteils im Schrittempo, dem Zustand des Busses und der Straße geschuldet. Nach sechs Stunden der erste Stopp, ich quäle mich mit schmerzdem Rücken vom Sitz hoch und gehe zu den Ständen, wo es Essen gibt. Ich bestellte Sabji, das ist ein Gemüseintopf mit angenehmer Schärfe, dazu Chapati, die kleinen indischen Brote und Tee plus eine Flasche Wasser für unterwegs. Noch eine Zigarette, der Busfahrer hupt bereits und ich steige in den Bus. Wir sind noch nicht lange unterwegs, als ich in einiger Entfernung am Straßenrand drei Polizisten in ihren dunkelgrünen Uniformen und dem roten Barett entdeckte. Wir nähern uns langsam und die drei werden plötzlich amtlich, rücken ihre Uniformen zurecht und einer deutet dem Fahrer stehen zu bleiben. Atmen. Tief atmen, bloß keine Angst ausstrahlen. Der Bus hält mit quietschenden Bremsen und ich denke mir, die suchen bestimmt einen entflohenen Häftling, irgendwas mit Haftbefehl und beobachte neugierig, wie einer nach dem anderen in den Bus steigt. Doch die Einheimischen scheinen sie nicht zu interessieren. Die wissen ganz genau, was sie wollen. Ich muss mich entspannen, an was anderes denken. Es dauert nur wenige Sekunden, bis sie bei mir stehen, doch für mich ist eine halbe Ewigkeit verstrichen, ich spüre die Panik aufsteigen, so sehr ich mich auch dagegen aufbäume. „Stand up, take your bag and come with us!“ ordert der vorderste der drei Beamten in holprigem Englisch. Verstohlene Blicke nach dem Weißen, dem Fremdkörper im Bus. Blicke, die eine Mischung aus Ekel, Mitleid und Schadenfreude verraten.

//Fortsetzung folgt

//Johann